

Manfred Frank
Eine Einführung
in Schellings
Philosophie

suhrkamp taschenbuch
wissenschaft

suhrkamp taschenbuch
wissenschaft 520

Diese Einführung in die Philosophie F. W. J. Schellings wendet sich vor allem an Leser, die mit dem Gegenstand nicht schon vertraut sind. Sie ist als begleitende Leseanleitung zu der gleichzeitig erscheinenden Schelling-Werkausgabe (stw 521-526) gedacht. Die Grenzmarke der vorliegenden Interpretation ist das Jahr 1804, in welchem Schelling die definitive Formulierung seiner Identitätsphilosophie gelang.

Manfred Frank
Eine Einführung in
Schellings Philosophie

Suhrkamp

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über
<http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

5. Auflage 2016

Erste Auflage

suhrkamp taschenbuch wissenschaft 520

© Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 1985

Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Satz: Wagner GmbH, Nördlingen

Printed in Germany

Umschlag nach Entwürfen von
Willy Fleckhaus und Rolf Staudt

ISBN 978-3-518-28120-8

Inhalt

- Vorbemerkung 7
- I. Biographische Einleitung 9
- II. Der »höchste Punkt« der kantischen Philosophie
und seine idealistische Überbietung 23
- III. Der Grundgedanke der Schellingschen Frühschriften 48
- IV. Hölderlins Anregung 61
- V. Von der Wissenschaftsschäftslehre zum Transzendental-
system 71
- VI. Die naturphilosophische Abkehr von Fichte 104
- VII. Die Identitätsphilosophie 118

Vorbemerkung

Der folgende Text ist die Übersetzung einer Vorlesung, die ich im Sommersemester 1984 in französischer Sprache in Genf gehalten habe. Sie führt ein in Schellings Philosophie; das heißt, sie wendet sich an Studenten, die mit dem Gegenstand nicht schon bekannt sind, und vollzieht nur die ersten Schritte einer Interpretation von Schellings Denken. Die Grenzmarke ist das Jahr 1804, in welchem Schelling die definitive Formulierung seiner Identitätsphilosophie gelang. So kann das vorliegende Büchlein zugleich als Nachtrag und Einleitung in meine andere Schelling-Arbeit angesehen werden, die vor zehn Jahren unter dem Titel *Der unendliche Mangel an Sein. Schellings Hegelkritik und die Anfänge der Marxschen Dialektik* erschienen und ganz der Schellingschen Spätphilosophie gewidmet ist.

Der Verlag hat mich um die Zusammenstellung einer Schelling-Werkausgabe in sechs Bänden gebeten. Da sie weder ein Vorwort noch einen Kommentar enthält, schien es mir sinnvoll, sie mit einer Leseanleitung zu begleiten, die implizit zugleich die Kriterien meiner Textauswahl sichtbar macht. Schellings Ästhetik ist im folgenden ganz ausgeschlossen; nicht, weil ich sie geringschätzte, sondern im Gegenteil, weil sie mir einer gesonderten Untersuchung würdig scheint.

Ich zitiere aus Schellings Werken und Briefen unter folgenden Siglen und nach folgenden Ausgaben:

F. W. J. Schellings *sämtliche Werke*, herausgegeben von K. F. A. Schelling, I. Abteilung Bde. 1-10, II. Abteilung Bde. 1-4, Stuttgart 1856-1964 (Abteilung: römische Ziffer, Band: arabische Ziffer, Seitenzahl: hinter dem Komma; Beispiel: 1/7, 153; I. Abteilung, Band 7, Seite 153); in der stw-Ausgabe erscheint die auf die Ausgabe von Schellings Sohn verweisende Siglierung mit Seitenzahl am Innenrand über jeder Seite.

F. W. J. Schelling, *Die Weltalter*. Fragmente. In den Urfassungen von 1811 und 1813 herausgegeben von Manfred Schröter, München 1946 (zit. WA; die römischen Ziffern I und II verweisen auf das erste bzw. auf das zweite WA-Fragment).

Der *Briefwechsel* Fichte-Schelling wird nach der von Walter Schulz besorgten Ausgabe Frankfurt/Main 1968 zitiert.

Die Sigle *Mat.* verweist auf die *Materialien zu Schellings philosophischen Anfängen*, herausgegeben von Manfred Frank und Gerhard Kurz, Frankfurt/Main 1975.

Mit der Sigle *StA* ist die von Friedrich Beissner herausgegebene Große Stuttgarter Hölderlin-Ausgabe bezeichnet: *Sämtliche Werke*, 7 Bde., Stuttgart 1943-1972.

Genf, im Juli 1984

Manfred Frank

Biographische Einleitung

Friedrich Wilhelm Joseph Schelling wurde am 27. Januar 1775 in Leonberg, unweit von Stuttgart, geboren: in der Stadt, die sich schon der Geburt eines anderen Großen, nämlich Johannes Keplers (1571), rühmen konnte. Schelling, der von seinen Kameraden »Fritz« gerufen wurde (während Heine in der *Romantischen Schule* nur den letzten seiner drei Taufnamen anführt), entstammt einer alteingesessenen schwäbischen Pastorenfamilie. Sein Vater war Pfarrer und Diakon in Leonberg, ein im Ländchen durchaus angesehener Orientalist, der im Jahre 1777 Professor am Höheren Seminar des Klosters zu Bebenhausen (nahe Tübingen) wurde. Man muß wissen, daß Schelling in einer stark traditionsgeprägten intellektuellen Atmosphäre aufwuchs, in welcher die »Schwabenväter« eine mächtige Rolle spielten. So hat man die Philosophen und Theologen Johann Albrecht Bengel (1687-1752) und Christoph Friedrich Oetinger (1702-1782) genannt, deren Denken aus Quellen protestantischer Mystik und pietistischer Innerlichkeit gespeist war. An deren Ursprung, lange vor der romantischen Wiederentdeckung des Görlitzer Schusters, stand das Werk des Jacob Böhme, aber auch des Valentin Andreae (1586-1654), des Gründervaters des Pietismus. Friedrich Christoph Oetinger, zweifellos der bedeutendere der beiden Schwabenväter, lebte noch zur Zeit von Schellings Kindheit. Man hat ihn den »deutschen Swedenborg« genannt. Sein Verdienst bestand darin, Brücken geschlagen zu haben zwischen einer Naturmystik aus Böhmescher Tradition und – so seltsam es klingt – der Newtonischen Gravitationstheorie (Schelling wird ähnlich kuriose Parallelen zwischen der Mystik und der Physik herstellen). So wider setzte er sich gleichzeitig dem cartesianischen Dualismus zwischen Leib und Seele und einem monadologischen Spiritualismus leibnizischer Provenienz, jenen dunklen und tiefsinnigen Satz verteidigend, der sich an mehreren Stellen seines Werks findet und den man nicht so rasch vergißt: »Leiblichkeit ist das Ziel der Wege Gottes«. Schelling, der ihn in seiner Weltalter-Spekulation wie-

deraufnimmt, mag daraus einen entscheidenden Wink für die naturphilosophische Korrektur eines abstrakt spiritualistischen Geist-Begriffs bezogen haben.

Schellings Vater nannte sich einen »Schüler Bengels im weiteren Sinn«, und sein Schwager – so erzählt uns Schellings Sohn (in seinem biographischen Fragment zu den Jahren bis 1800, in: G. L. Plitt, *Aus Schellings Leben*. In Briefen, 3 Bde., 1869/70, 1, 3 ff.) –, der Spezial-Superintendent Faber in Neuffen, war »ein feuriger Anhänger Oetingers«. Schelling bezieht seine Schulbildung zunächst in der deutschen Schule in Bebenhausen, wo er – ein außerordentliches Talent in den Sprachfächern – mit acht Jahren Griechisch und Latein erlernt. Er wechselt 1785 in die Lateinschule zu Nürtingen. Die dort gebotenen Möglichkeiten reichen schon bald nicht mehr hin, um den Wunderknaben zu fördern; andererseits ist der eben Zwölfjährige offiziell noch zu jung, um in die Klosterschule von Nürtingen einzutreten. Ein solcher Casus ist selbst in dem an Begabungen gesegneten Herzogtum Württemberg nicht vorgesehen – man kennt den Vers, mit dem das schwäbische Selbstwertgefühl sich selbst feiert:

»Der Schiller und der Hegel,
Der Uhland und der Hauff,
Die sind bei uns die Regel,
Die fallet gar it auf« –,

und so beschließt der Vater, den Jungen wieder nach Bebenhausen zurückzuholen und in Seminare zu stecken, die für ältere Schüler bestimmt sind. Er hat ihn nun unter persönlicher Obhut, bringt ihm Hebräisch und Arabisch bei (Sprachen, die Schelling noch im Alter perfekt beherrscht, wie die Beispiele der Mythologie-Vorlesungen zeigen), während Reuchlin sich des Griechisch-Unterrichts annimmt.

Neben dem Griechischen und Lateinischen (in dem einige seiner Examensarbeiten abgefaßt sind) sowie den orientalischen Sprachen beherrschte er das Französische (in dem er fließend korrespondierte, z. B. mit Victor Cousin), er kennt das Englische sowie das Italienische und Spanische. Im Romantiker-Zirkel in Jena hat er sich von der Übersetzungswut seiner Freunde anstecken lassen und selbst Übersetzungen von Dichtungen aus diesen Sprachen angefertigt. Vom Sanskrit hatte er wenigstens Grundbe-

griffe – und die späten Aufzeichnungen zur *Politik* des Aristoteles kommentierte er gleich auf Griechisch.

Im Jahr 1790, erst fünfzehnjährig, wird Schelling mit gewissen Bedenken als Ausnahmefall ins Tübinger Stift zugelassen. Er wird dort – eine einzigartige Fügung der Geistesgeschichte – Stubenkamerad von Hegel und Hölderlin. Sie sind fünf Jahre älter als er und gehören zur Generation der Beethoven und Napoleon. Es ist nützlich, sich dies zuweilen klarzumachen, wenn man von den Kulturgeschichten verführt wird, Schellings Rolle im deutschen Idealismus als die eines Vermittlers zwischen Fichte und Hegel sich vorzustellen. Tatsächlich hat Schelling gleichzeitig mit dem 13 Jahre älteren Fichte (nämlich zwischen 1792 und 1794) seine ersten philosophischen Gehversuche unternommen, und er wird nach Hegels Tod (im Jahre 1831) mit einer weithin beachteten Hegel- und Idealismuskritik aufwarten, die es geraten erscheinen läßt, vielmehr Hegel als ein Mittelglied zwischen Fichte und Schellings Spätphilosophie darzustellen (Schelling selbst wird in bezug auf die Leistung seines alten Freundes abschätzig als von einer »bloßen Episode« in der Philosophiegeschichte sprechen).

Die Fügung von Schellings Zusammentreffen mit Hegel und Hölderlin hat manche Historiographen des Idealismus dazu verführt, das Tübinger Stift dieser Zeit in verklärender Sicht darzustellen. Wirklich sind ja bedeutende Persönlichkeiten aus dieser Universität hervorgegangen; neben den drei Idealisten zum Beispiel David Friedrich Strauß, Eduard Mörike, Gustav Schwab, Wilhelm Hauff, Georg Herwegh, Friedrich Wilhelm Waiblinger. Dennoch besteht kein Anlaß zur Verherrlichung eines Instituts und einer Lebens Epoche, die viele Stifter mit einer Zwangsinternierung und einer Tortur verglichen haben – darunter Schelling selbst. Es war ja weniger die Anziehungskraft des von Namen und Taten verherrlichten Instituts, welche die jungen Eleven anlockte, als die Tatsache, daß hier durch ein herzogliches Stipendium den begabten Söhnen armer Familien der einzig erschwingliche Zugang zur höheren Bildung eröffnet war. Nach dem Examen freilich war nur wenigen der Pfarrberuf gegönnt; viele schlugen sich mit Gelegenheitsarbeiten durch, den meisten blieb nicht erspart, Hauslehrer zu werden, einige blieben es bis zur Erschöpfung ihrer geistigen Kraft. Das letztere war Hölderlins Fall, dessen Leben am einschneidendsten und tragischsten geprägt war

durch die Hauslehrerzeit; aber auch Hegel mußte zunächst das Kreuz der Hofmeisterexistenz in einer großbürgerlichen Familie in Bern auf sich nehmen, bevor er eine Privatdozentur in Jena erhalten, später an eine Schule nach Nürnberg wechseln und endlich eine Professur in Heidelberg erhalten konnte. Schelling, der vom Schicksal am meisten begünstigte unter den dreien, hatte auch hier Glück: eine Zeitlang war er Hauslehrer der Barone Riedesel, deren Studien er in Leipzig überwachen sollte; das war keine schlechte Gelegenheit für ihn selbst, Studien der Naturwissenschaften nachzuholen und die Grundzüge seiner Naturphilosophie zu konzipieren, mit denen er bald auf eine ruhmreiche Jenaer Professur gelangte.

Es war also nicht der Ruhm des Hauses, sondern der Mangel einer Alternative, der die großen Namen Württembergs im Tübinger Stift vereinigte. Die Universität Tübingen war beauftragt mit der Ausbildung für den Staats-, Kirchen- und Schuldienst. Sie bot den Studierenden der theologischen und philosophischen Fakultät ein höchst mäßiges wissenschaftliches Niveau. Schlimmer war aber zweifellos der Druck, der auf der Institution von seiten der Regierung lastete und die zwischen Resignation und Auflehnung schwankende Stimmung unter den Studenten erklärt. Württemberg wurde bis zum Jahre 1793 absolutistisch regiert und verfolgte eine feudal-konservative Politik, die nur mäßig gemildert war durch die alte konstitutionelle Tradition des württembergischen Landtags, der eine gewisse Volksbeteiligung vorsah. Der berüchtigte Herzog Karl Eugen – durch Schillers Biographie unter negativen Vorzeichen unsterblich geworden, gehaßt und gefürchtet als Schirmherr des schrecklichen Staatsgefängnisses auf dem Hohenasberg, auf dem der demokratische Dichter Friedrich Daniel Schubart (und nicht nur er) schmachtete –, der Herzog verpflichtete das Stift auf eine harsche und unflexible Disziplin.

Schelling begann, wie es das Reglement vorsah, mit dem Besuch von Lehrveranstaltungen in Philosophie, Geschichte, Physik und Biblexegese; erst anschließend wurde, der Studienordnung gemäß, die Theologie angegangen. So altfränkisch das Lehrangebot auch zusammengesetzt war, so bot es den Studierenden dennoch mannigfache Gelegenheit, mit den kantischen Kritiken bekannt zu werden. Die offiziellen Lehrveranstaltungen behandelten Kant zwar durchaus wider den kritischen Geist, der diesem Autor eignet. So tat z. B. der Professor der systematischen Theologie Storr

alles, um aus der *Kritik der praktischen Vernunft* einen neueren Gottesbeweis herauszufiltern. Die Studenten mußten sich dieser Auslegungsdisziplinierung unterwerfen, obgleich sie heimlich, mit Mendelssohn, Kants Kritik als das Werk nicht des erbaulichen Konstruktivisten, sondern des »Alleszermalmers« aufnahmen. Das sogenannte *Älteste Systemprogramm des deutschen Idealismus* – dessen Autor Schelling gewesen sein und das 1796 oder 1797 verfaßt sein mag – spricht, im Blick auf die Professoren am Stift, drastisch vom »Priesterthum, das neuerdings Vernunft heuchelt« (*Mat.* 111). Und es gibt zahlreiche Passagen im Briefwechsel zwischen Hegel, Hölderlin und Schelling, die in die gleiche Richtung zielen. Ich führe zunächst eine Stelle aus dem Schreiben Schellings an Hegel vom 6. Jan. 1795 an (sie stammt aus einer Zeit, da Schelling seine Abschlußexamina noch nicht abgeschlossen hatte):

»Wir erwarteten alles von der Philosophie und glaubten, daß der Stoß, den sie auch den Tübinger Geistern beigebracht hat, nicht so bald wieder ermatten würde. Es ist leider so! Der philos. Geist hat hier bereits seinen Meridian erreicht, – vielleicht, daß er noch eine Zeitlang in der Höhe kreist, um dann mit akzeleriertem Falle unterzugehen. Zwar gibt es jetzt Kantianer die Menge, – aus dem Mund der Kinder und Säuglinge hat sich die Philosophie Lob bereitet, – aber nach vieler Mühe haben nun endlich unsre Philosophen den Punkt gefunden, wie weit man (da es einmal ohne die leidige Philosophie nimmer fort will) mit dieser Wissenschaft gehen dürfe. Auf diesem Punkt haben sie sich festgesetzt, angesiedelt und Hütten gebaut, in denen es gut wohnen ist und wofür sie Gott den Herrn preisen! – Und wer wird sie noch in diesem Jahrhundert daraus vertreiben? Wo sie einmal fest sind, da bringe sie der – weg! – Eigentlich zu sagen, haben sie einige Ingredienzien des K[ant]schen Systems herausgenommen (von der Oberfläche, versteht sich), woraus nun tamquam ex machina so kräftige philosophische Brühen über quemcunque locum theologicum verfertigt werden, daß die Theologie, welche schon hektisch zu werden anfang, nun bald gesünder und stärker als jemals einhertreten wird. Alle möglichen Dogmen sind schon zu Postulaten der praktischen Vernunft gestempelt und, wo theoretisch-historische Beweise nimmer ausreichen, da zerhaut die praktische (Tübinger) Vernunft den Knoten. Es ist Wonne, den Triumph dieser philosophischen Helden mit anzusehen. Die Zeiten der philosophischen Trübsal, von denen geschrieben steht, sind nun vorüber! –« (*Mat.* 118).

Andere Briefe zielen in dieselbe Richtung. Der Vorwurf lautet stets aufs neue (und er ist in einer barschen Sprache formuliert),

die Tübinger Professoren machten aus Kants Kritik ein theologisches Erbauungswerk und aus der Destruktion der Metaphysik eine Einführung in die theologische Dogmatik. Schelling schreibt an Hegel (im selben Brief):

»Wenn ein großer Mann erscheint und einen neuen meteorischen Gang, weit über die Köpfe der bisherigen Menschen weg, vorschlägt, wie angst und bange wird da dem großen Haufen der gemäßigten, wohlgeordneten Menschen, die die Mittelstraße wandeln, und welche Not ist es, bis sie endlich im Schweiß ihres Angesichts zwischen dem neuen exzentrischen und dem alten bequemen und abgetretenen Wege eine neue Mittelstraße gefunden haben, auf der ein rechtlicher Mann in Fried und Ruhe einträchtig mit andern Parteien wandeln kann. Diese Mittelstraße ist nun gefunden! Nun Friede und Ruhe und sanfter Schlaf mit ihrem Geiste an allen Enden und Orten! Sie haben nun wieder aufgearbeitet! Ihr Maß ist voll« (Mat. 118 f.).

Es folgt eine Passage, die über Schellings eigene Stimmung Auskunft gibt:

»Wer mag sich im Staub des Altertums begraben, wenn ihn der Gang seiner Zeit alle Augenblicke wieder auf- und mit sich fortreißt. Ich lebe und webe gegenwärtig in der Philosophie. Die Philosophie ist noch nicht am Ende. Kant hat die Resultate gegeben: die Prämissen fehlen noch. Und wer kann Resultate verstehen ohne Prämissen? – (. . .) Wir müssen noch weiter in der Philosophie! – Kant hat *Alles* weggeräumt, – aber wie sollten sie's merken? Vor ihren Augen muß man es in Stücke zertrümmern, daß sie's mit Händen greifen! O der großen Kantianer, die es jetzt überall gibt! Sie sind am Buchstaben stehen geblieben und segnen sich, noch so viel vor sich zu sehen. Ich bin fest überzeugt, daß der alte Aberglaube nicht nur der positiven, sondern auch der sogenannten natürlichen Religion in den Köpfen der meisten schon wieder mit dem kantischen Buchstaben kombiniert ist. – Es ist eine Lust anzusehen, wie sie den moralischen Beweis an der Schnur zu ziehen wissen. Eh' man sich's versieht, springt der deus ex machina hervor, – das persönliche individuelle Wesen, das da oben im Himmel sitzt! –« (Mat. 119).

Wie dem auch sei: daß die Stiftler überhaupt mit Kant in Berührung kamen, verdanken sie dennoch Storrs Unterricht. Schon zu Beginn des Jahres 1791, gerade sechzehnjährig, hatte Schelling den von Schulze besorgten Auszug der Kantischen *Kritik* in Händen.

Schelling hat seine zweijährigen Philosophiestudien mit der Magisterprüfung abgeschlossen. Sie bestand für gewöhnlich in der

Verteidigung der Schrift eines der Professoren. Schelling zog vor, eine eigene Arbeit zu verfassen (unter der Leitung des Orientalisten Chr. Fr. Schnurrer, eines Freundes der Familie Schelling). Sie trug den Titel *Antiquissimi de prima malorum humanorum origine philosophematis Genes. III explicandi tentamen criticum et philosophicum*. Seine beiden Dissertationen *Über die Möglichkeit einer Philosophie ohne Beinamen* und *Über die Übereinstimmung der Kritik der theoretischen und praktischen Vernunft* sind leider verlorengegangen.

Im Wintersemester 1792/93 erscheint eine weitere Examensarbeit mit dem Titel *Über Mythen, historische Sagen und Philosopheme der ältesten Welt*. Hier wie schon in der Exegese des Sündenfall-Mythos und seiner Tradition ist Schelling keineswegs treuer Adept der Orthodoxie. Im Gegenteil tut er das Seine, die Mythen im Geist der Vernunftkritik zu lesen, und versucht den Nachweis, daß die alten Religionsurkunden durchaus Elemente in sich bergen, die einer rationalen Interpretation zugänglich sind. Schelling folgt also nicht der konservativ-traditionellen Richtung seines Elternhauses und des Stifts, sondern sucht neue und unorthodoxe Wege, die in vielem schon die Zukunft der Philosophie in sich tragen, die die Nachwelt einmal mit seinem Namen verbinden wird (die Mythenabhandlung etwa enthält bereits Keime der Münchener und Berliner Mythologie-Vorlesungen).

Man muß sich in diesem Zusammenhang eines anderen großen Ereignisses erinnern, welches in den Köpfen der Stiftler die Flamme der Kritik, der Anti-Orthodoxie und des Rationalismus schürte. Ich spreche von der Französischen Revolution, deren Ausbruch von den Studenten stürmisch gefeiert wurde. Der Brief eines von Schellings Kommilitonen, Georg Kerner (des älteren Bruders von Justinus), ist für die Stimmung im Stift charakteristisch. Dieser machte sich heimlich, von einem Tag auf den andern, aus dem Stift und dem ungeliebten Vaterland davon. Justinus Kerner berichtet später davon, sich aufs Jahr 1792/93 beziehend:

»Hier im Stift [schrieb Georg seinem Bruder Ludwig] wird die ganze Größe der französischen Revolution schon lange begriffen. Die Erde rauche von Tyrannenblut, »das ist aller Losung; in dreifarbigem Kokarden reisen wir in die Vakanz und: Vive la liberté! ruft der eine, begegnet er dem Freunde, und dieser antwortet: Vive la nation!« (Mat. 80).

Dem Vater aber schrieb er in trotzigem und kurz angebundenem Ton folgende Zeilen:

»Im Kerker dieses theologischen Stifts schmachte ich nicht länger mehr, die Zeit ist herangekommen, wo ein jeder freier Weltbürger ist. Ich habe mir einen Büchsenranzen gekauft, in diesen werde ich Kants Schriften packen und mit ihnen nach Paris wandern« (ebd.).

Georg Kerner war keineswegs der einzige, der aus dem Stift ausrückte, um sich der Revolution anzuschließen. Der berühmteste unter den schwäbischen Emigranten war Karl Friedrich Reinhard, der eine ruhmreiche Diplomatenkarriere in Frankreich machen sollte (vgl. Wilhelm Lang, *Graf Reinhard*, 1896).

Der Ausbruch der Revolution wurde von Restriktionen und Reglementierungen im Stift begleitet, die den Geist der Aufsässigkeit unter den Eleven nur steigerten. Man muß wissen, daß alle Stiftler Stipendiaten des Herzogs waren. Als solche waren sie gezwungen, unter außerordentlich strengen Haus- und Betragens-Ordnungen im Stift zu wohnen. Der »Landesvater« wünschte, daß »seine« Theologen, denen eine Pastorenlaufbahn zudedacht war und die als solche einen nicht unbeträchtlichen Einfluß auf Bildung und Gesittung der Untertanen haben würden, im Geiste eines bedingungslosen Gehorsams und in strengster Ehrfurcht vor der Tradition aufwachsen. Die »gottgesetzte Obrigkeit« sollte für unantastbar gelten, der Geist der Neuerung und des »Selbstdenkens« war durch das Erziehungssystem des Stifts in der Wurzel »auszureuten«.

Man kann sich vorstellen, daß das Stift unter solchen Auspizien an der kurzen Leine rigoroser Disziplin gehalten wurde. Man lebte in einer fast mönchischen Obödienz, von Freiheiten war nicht die Rede. Es gab eine Kleiderordnung (die der Mönchstracht ähnlich war); man war zur Teilnahme am Gottesdienst und zum gemeinsamen Gebet verpflichtet; Ausgangs- und Besuchszeiten waren geregelt (man hatte sich an der Pforte vorzustellen, wenn man ging und kam); Tanzen, Rauchen, Kneipenbesuch waren untersagt. Hinzu kam die Verpflichtung zur Teilnahme an Disputationsveranstaltungen und sogenannten Repetitorien, die von den Repetitoren (Assistenten und Famuli) überwacht wurden. Einmal pro Semester war ein Bericht an die Hauptstadt fällig, der über das Betragen der Stipendiaten namentlich Rapport erstattete. Der Herzog ließ es sich nicht nehmen, persönlich Stellung zu beziehen

oder sich aus gegebenem Anlaß persönlich ins Stift zu verfügen, um mit finsterner Autorität vor Ort die nötige Standpauke zu halten.

Unter diesen Umständen kann es nicht Wunder nehmen, daß das Stift brodelte. Ständig wurden Unbotmäßigkeiten gerügt (und an die Regierung weitergemeldet); es gab Aufstände gegen das Hausreglement in einem Ausmaß, daß schließlich die Regierung selbst eine Reorganisation desselben ins Auge fassen mußte. Als die neuen Statuten 1793 in Kraft traten, brachten sie keineswegs die erhoffte Lockerung und Befreiung: um so größer war die Enttäuschung unter den Studenten. Tatsächlich hatte der Herzog gute Gründe, die Zügel vielmehr anzuziehen, als sie zu lockern. Die Auswirkungen der Französischen Revolution wurden immer schwerer kontrollierbar. Die Studenten berauschten sich an Schillers *Räubern* und Klopstocks Oden; Hölderlin schrieb 1791, er lasse sich vom großen Jean-Jacques in den Menschenrechten unterrichten; man las die Gedichte Schubarts und begeisterte sich am Winckelmanschen Griechenland, dessen Polis-Gedanke mit dem der Demokratie der Franzosen und Amerikaner assoziiert wurde und zu einer sehr konkreten Utopie Anschauungsunterricht lieferte. Hinzu kam die Lektüre Spinozas, in der man Grundzüge einer freien, nicht mehr dogmatischen und mit dem Anspruch der Vernunft vereinbaren »neuen Religion« erahnte. Das ist die Atmosphäre, in der Schellings Studien sich abspielten und in der er Stubengefährte war von Hölderlin und Hegel. Dank seiner Begabung und seiner großen rhetorischen Wendigkeit war er bald ein Sprachrohr der Unzufriedenen und einer der besonders unruhigen Geister im Stift. Das ist belegt durch eine kleine Anekdote, die ich nicht auslassen will, weil sie den Geist der Unterdrückung einerseits, die Wut der Empörung andererseits ins hellste Licht stellt.

Schelling nahm regelmäßig teil an den Vereinigungen eines »politischen Clubs«, der sich als Lesezirkel tarnte. Diese Teilnahme zog 1793 verstärkte Repressalien nach sich. Der unmittelbare Anlaß war die Flucht eines Eleven namens August Wetzel (1772 bis etwa 1827). Wetzel war zwischen 1788 und 1790 mit Schelling gemeinsam schon in der Klosterschule von Maulbronn gewesen und als »Compromotionale« 1790 gemeinsam mit Schelling ins Stift aufgenommen worden. Zusammen mit diesem, Hiller, Hölderlin, Hegel und anderen gründete er einen revolutionären Zir-

kel. Wetzel war ein durchaus subversiver Geist, der schon früh mit den Autoritäten des Stifts zusammengeriect und wegen zahlreicher »Insubordinationen« gerügt wurde. Schon einmal, im Jahr 1792, floh er aus dem Stift nach Straßburg, von wo er vermutlich die im August jenes Jahres von Rouget de Lisle geschaffene Marseillaise mitbrachte. Natürlich war Wetzel nicht freiwillig zurückgekehrt; man hatte ihn abgefangen, und nur die Verwendung seines Onkels, der Geschichtsprofessor am Stift war, mag ihn vor schlimmeren Strafen gerettet haben.

Durch Wetzel kam Schelling erstmals direkt mit den Ereignissen der Revolution in Berührung, und gewiß auch mit dem Text der Marseillaise, deren Übersetzung und Verbreitung Schelling zur Last gelegt wurde (das ist von Hölderlins Freund Sinclair bestätigt worden). Man soll Freiheitsbäume gepflanzt und die Nachricht von der Exekution des Königs mit Jubel aufgenommen haben. All das, vor allem aber die Verkündung der neuen Statuten, machten einen Besuch des Herzogs im Stift fällig. Er war am 13. Mai 1793 nach Tübingen gekommen, hatte der Wahl Schnurrers zum Prorektor beigewohnt und alsdann die Statuten verlesen. Zwei Briefe von Schellings Vater an Chr. Fr. Schnurrer (vom 20. 5. und vom 21. 6. 1793) zeigen an, daß die Eltern in höchster Besorgnis schwebten:

»Eure Magnifizenz werden sich die Bekümmerniß gewiß selbst lebhaft genug vorstellen können, in welche die neuesten Nachrichten von unserm Sohn mich und meine Frau versetzt haben. Meine Frau bekam den ersten Brief von ihm letzten Dienstag, der noch vor Smi Ankunft geschrieben war und uns nur vor der Hand, wenn allenfalls etwas vor unsre Ohren käme, beruhigen sollte. Sie verbarg denselben vor mir, weil sie besorgte, ich möchte zu meinen vielen Arbeiten, die ich gerade vor mir hatte, untüchtig werden« (*Mat.* 113).

Worauf sich Vater Schellings Brief bezieht, wird aus ihm selbst nicht deutlich. Schellings Sohn hat aber wohl richtig vermutet (Plitt 1, 31/2), daß es die Begeisterung der Stiftler und insbesondere Schellings für die Revolution gewesen sei, deren juristische Konsequenzen der Vater zu fürchten hatte. K. F. A. Schelling berichtet in seinem lebensgeschichtlichen Fragment, der Herzog habe im Mai 1793 von solchen Dingen gehört, zum Beispiel, daß die Studenten die Marseillaise sängen, daß Schelling sie ins Deutsche übersetzt habe und daß man allerorten freisinnige Reden führe, Freiheitslieder dichte usw.:

»Besonders kam das Marseiller Lied hoch zu Ehren. (. . .) Voll Ärger reiste er [der Herzog] sogleich nach Tübingen ab. Dort angekommen, hieß er die Stipendiaten im Speisesaal sich versammeln, Schelling und einige Berühmte mußten hervortreten. Der Herzog hatte die Marseillaise in der Hand und hielt sie Schelling hin mit den Worten: »Da ist in Frankreich ein saubres Liedchen gedichtet worden, wird von den Marseiller Banditen gesungen, kennt er es?« Dabei hat er Schelling fixiert und ihn später gefragt, ob ihm die Sache leid sei, worauf dieser geantwortet haben soll: »Durchlaucht, wir fehlen alle mannigfaltig« (Plitt I, 31 f.; *Mat.* 171).

Ähnlich hat später Karl Rosenkranz in seinem Buch *G. W. Fr. Hegel's Leben* (1844) berichtet. Gewiß sind die Einzelheiten, die Horst Fuhrmans gewissenhaft recherchiert hat (*Mat.* 170 ff.), nicht entscheidend. Mir ging es darum, etwas von der Atmosphäre mitzuteilen, in der Schellings erste selbständige philosophische Veröffentlichungen gediehen und ohne deren Kenntnis die unterschwellige Leidenschaft und der Schelling ganz eigene, zugleich elegante und höchst intransigente Stil seiner philosophischen Prosa ohne historisches Rückgrat bleiben müßten.

Im Frühjahr 1794 erhält Schelling ein Exemplar der kleinen Schrift *Über den Begriff der Wissenschaftslehre*, deren Verfasser Johann Gottlieb Fichte war. Schelling reagiert, indem er seinerseits, gerade 19jährig und in der Chronologie der Ereignisse schritthaltend mit Fichtes erstem Kolleg über die *Wissenschaftslehre*, eine glänzende, hochspekulative und durchaus auf Fichteschem Niveau gehaltene Schrift verfertigt, betitelt *Über die Möglichkeit einer Form der Philosophie überhaupt* (im Herbst 1794 erschienen, noch bevor Fichtes *Wissenschaftslehre* veröffentlicht war). Fichte hat Schellings philosophisches Gesellenstück hoch geschätzt und vor allem die Geschicklichkeit und Faßlichkeit seiner Darstellungsbewunderung; eine Zeitlang hat er Schelling für den einzigen philosophischen Schriftsteller angesehen, der mit ihm selbst zusammen auf der Höhe der Zeit argumentiere.

Es folgt die Publikation eines zweiten, nicht minder erstaunlichen Textes, der 1795 – gleichzeitig mit der zweiten Lieferung der Fichteschen *Wissenschaftslehre* – erschien, nämlich die Schrift *Vom Ich als Prinzip der Philosophie*. Schelling absolviert inzwischen – und, wohlbemerkt, erst jetzt – sein Abschlußexamen in Theologie, mit der theologischen Dissertation *De Marcione Paulinarum epistolarum emendatore*, die ihm den Beifall der rationa-